

~~K 99 56~~ Nr. B 0020
Zentralbibliothek Zürich

M. G. v. Berlepsch



928
Verf.



Maria Goswina v. Berlepsch

(25. September 1845 bis 9. April 1916).

Mit drei Bildnissen.

Goswina v. Berlepsch ist eine Tochter des Schriftstellers Hermann Alexander v. Berlepsch, der sich als Schweizerbürger kurzweg H. A. Berlepsch genannt hat. Ein Hans von Berlepsch, Schloßhauptmann auf der Wartburg, hat den Reformator Martin Luther auf seiner Heimreise vom Reichstag zu Worms im Einverständnis mit Friedrich dem Weisen (Kurfürst von Sachsen) auf genannte Burg entführt, um ihn vor den Folgen der Reichsacht zu schützen. Goswinens Großvater, Freiherr und Landrat Friedrich Ludwig von Berlepsch, Bürger von Göttingen, war einer der eifrigsten Kämpfer für die Freiheit der ständischen Rechte in den Fürstentümern Kalenberg und Göttingen. Er starb am 22. Dezember 1818 zu Erfurt.

H. A. von Berlepsch war zuerst Buchhändler und Verleger liberaler Zeitungen in Erfurt, wobei er sich in die äußerste Oppositionsstellung begab. Er kam Ende 1848 als politischer Flüchtling in die

Schweiz und erwarb für sich und seine Familie das Bürgerrecht in dem Dörfchen Dutglen-Valendas, Kanton Graubünden. Gar bald wurde er zu einem treuen, ja begeisterten Sohn seiner neuen Heimat, und seine zahlreichen Bücher und Schriften über das Schweizerland und dessen Bewohner gehören zu dem Erfreulichsten, was in der zweiten Hälfte des alten Jahrhunderts auf diesem Gebiete veröffentlicht worden ist. „Von ihm,“ schreibt die Tochter Goswina im 25. Band der „Helvetia“ (1902), „lernte ich das Beste, was ich habe und kann: die Liebe, den tiefen Zug zur Natur. Von ihm lernte ich die Dinge sehen und verstehen. Von ihm auch lernte ich, meine Muttersprache vernünftig zu schreiben. Er, dessen Lebensarbeit es war, seine zweite Heimat, die Schweiz, in seinen Werken zu schildern und ihr durch die enorme Verbreitung dieser Werke, die in alle Kultursprachen übersetzt wurden, unberechenbaren Nutzen zuzuführen — er

lehrte auch mich die hohe Schönheit des Landes kennen und unauslöschlich lieben.“

In St. Gallen, wo sich die Familie Berlepsch auf dem Landgut, genannt Rosenberg, zuerst niederließ, verlebte Goswina eine beneidenswerte Jugendzeit. Der „Rosenberg“ gehörte einem Arzt, dem Doktor Girtanner, der nur für kürzern Aufenthalt, zur Zeit der Heu- und Obsternte, und in den Ferien der Jugend auch dort wohnte. „Da war es dann lebhafter als sonst, wo in der ländlichen Stille kaum mehr zu hören war als das Geläute der Glocken aus der Stadt, das Gackern der Hühner oder das Jodeln eines Sennens, der mit der leeren Milchtanse auf dem Rücken bergan heimkehrte,“ erzählt uns G. v. Berlepsch in Oskar

Freis „Heimkalender“ vom Jahre 1912. „Dahmals, kommt mir vor, jauchzten und sangen die Leute bei der Arbeit und bei der Heimkehr von derselben fleißiger als jetzt. Im Heuet stiegen diese Jauchzer allerorten auf. Es klingt mir noch im Ohr; denn ich war mit dabei und genoss diese Zeit auf die herrlichste Art. Wir waren den ganzen Tag bei den Heuern, kugelten lustig durch die abschüssigen Wiesen hinunter, durch

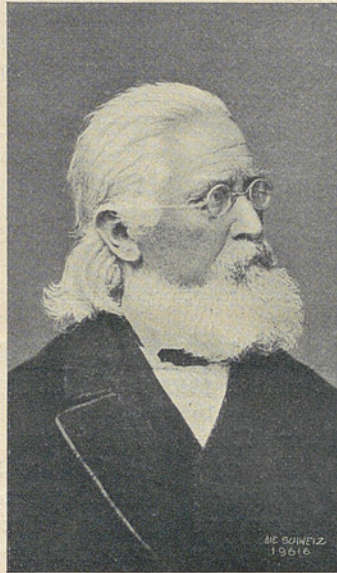
das duftende Heu und naschten mit vom Moß und Speck und Weißbrot, das in den Ruhestunden verzehrt wurde. Und im Herbst, wenn von den hochwipfeligen Obstbäumen die Birnen und Äpfel geschüttelt wurden, daß es nur so niederprasselte auf Kopf und Rücken und der ganze Grasboden bedeckt war mit der lieben Ernte, da waren wir natürlich erst recht mit dabei und sammelten und bissen in die saftigen Früchte, daß die Backen glühten. Die ganze Luft war erfüllt von — ach, es gibt auch Düstereinnerungen — von jenem süßlich aromatischen Obstgeruch, der mit einem gewissen Herbstgefühl zusammenhing, mit bereits feuchten Wie-

sen, früh einbrechenden Abenden, frostigeren Lüften. Und wir gingen nicht heim, bis die großen Körbe in der Obstmühle waren, wo ganze Berge von Äpfeln und Birnen aufgeschichtet lagen, hell leuchtend mit ihren frohen Farben im Dämmerlicht der Scheune, wo nur durch die weit offenen Tore das Tageslicht und das Grün der Wiesen hereinschimmerte.“

Im Jahr 1860 überfiedelte das Berlepsche Elternpaar mit seinen drei Kindern Lilly, der sechzehnjährigen Goswina und dem Sohn Hans Eduard (dem jetzigen Architekten und Schriftsteller „Berlepsch-Balendas“ in Planegg bei München) nach Zürich*). Hier besuchte Goswina laut N. Z. Z. vom 1. Januar 1910 das Kappsche Institut auf der Platte, wo sie an den

Theaterabenden die schönsten Lorbeeren einheimste. „Ich spielte jeweiligen Liebhaberrollen,“ lesen wir in diesen „Zürcher Erinnerungen“ der N. Z. Z., „heißt das nur Brüder- und Cousinrollen, da in den Theaterstücken der Frau Professor Kapp die Liebe streng ausgeschaltet war und keine männlichen Elemente hinter die Kulissen kommen durften, außer dem Friseur, der Schnurrbärte und Perücken be-

sorgte. War mir das blonde Schnurrbärtchen erst angeklebt, dann machte ich auf eigene Faust den Sapperloter und schnitt die Kur, daß es eine Art hatte, wofür ich mit Bonbons und Apfelsinen gefüttert und von den andern Mitspielenden der Reihe nach ‚zur Probe‘ geküßt wurde, weil die Nichtsnutze wissen wollten, wie das Krabbeln eines Schnurrbartes sei



H. H. Berlepsch (1813-1883).
Phot. Henry Keller, Zürich.

*) Die Familie Berlepsch wohnte vom 1. November 1860 bis 31. Dezember 1860 in der Provisorei, Kirchgasse 22; vom 31. Dezember 1860 bis 19. November 1864 im alten Schützenhaus, Beatengasse 2, wo Vater Berlepsch neben der Schriftstellerei denselben Beruf betrieb, wie Ernst Jahn im Bahnhof zu Göttingen; vom November 1864 bis September 1876 in Göttingen, Plattenstraße 78; vom 15. September 1876 bis 5. Oktober 1883 am Rathausquai (Arlengasse 1). Dann hat sich die Familie in Wien niedergelassen.

beim Küssen. Ja, sie trugen mich wie einen Triumphator zwischen den enggestellten Kulissen herum, von denen gelegentlich eine (es waren nämlich nur Paravents) ins Purzeln kam. Es war oft ein so übermütiges Treiben, bis der Vorhang auf-, bezw. auseinanderging, daß Fräulein Agnes Knapp, die Hüterin der ganzen Schar, in ihrem feierlichen, schwarzseidenen Empfangs Kleid stürmisch angerauscht kam und uns zur Ruhe und ‚nettem Benehmen‘ ermahnte, da das verammelte Publikum draußen ja alles höre.“

Und in demselben Neujahrsblatt der N. Z. Z. heißt es an anderer Stelle: „Viele wundervolle Stunden und Genüsse erlebte ich dann Jahre hindurch als Mitglied des Gemischten Chores. Diese herrlichen Osterkonzerte, über denen immer der Hauch des Frühlings lag! Und erst die Musikfeste mit ihrem Sommerzauber! Blumengeschmückt erschienen wir alle zu den Auführungen, helle Scharen begeisterter Sängerrinnen und Sängern, über die der eine, ‚der Strenge‘ (wie es in einem Festgedicht G. Kellers heißt), sein ‚Hirtenstäbchen‘ schwang*),

an dem die Augen und Lippen hingen. Und unten in dem weiten Saal der alten, längst verschwundenen Tonhalle saßen unter der dichtgedrängten Zuhörerschaft, andächtig lauschend, zwei, oft auch drei Große, deren Namen wie Sterne in die Welt hinausleuchten: Gottfried Keller — Conrad Ferdinand Meyer — Arnold Böcklin. In sonnenhellen Bildern zieht es an mir vorüber. Ich sehe Johannes Brahms am Dirigentenpulte, auf der Höhe seines Lebens und Schaffens, durch eines seiner Werke selbst uns führend, höre den wunderbaren Alt Albertine Hegars klingen, voll Seelenadel und Seelenwärme — Stockhausen — Eugen Gura — Vogl aus

München — und wie sie alle heißen, die unsere Konzerte zu hohen Festen erhoben. Ich sehe den Komponisten des Odysseus, Max Bruch, wie er auf einem solennen Ball nach einem Musikfeste mit dem Eifer und Hochgenuß eines Gymnastien tanzte, während Meister Hegar oben auf dem Podium zur Tanzmusik die Pauke schlug — und wie wir, junges Volk, nach diesem herrlichen Schluß aller Genüsse in Frühsonnenschein des Sommermorgens frisch und lustig nach Hause fuhren!“

Aus dem 25. Band von Robert Webers „Helvetia“ erfahren wir auch, wie unser Fräulein Goswina Schriftstellerin geworden ist. Sie schreibt da: „Als Kind noch kam ich mit meinen Eltern und Geschwistern nach Zürich, und hier blühten die ersten Schwärmerieen und Torheiten des heranwachsenden Menschenkinde auf. Hier tat ich die ersten selbständigen Schritte ins Leben. Zum Glück entdeckte man in mir keine hervorragenden Talente, mit deren Ausbildung ich geplagt worden wäre. Das dankte ich meinem Vater, der das gewisse höhere Töchtertum mit dem Vielerlei seines



Goswina v. Berlepsch (1845—1916).
Jugendbildnis.

Gelernsels nicht leiden mochte — ebenso, wie ihm die Blaustrümpfe ein Greuel waren. Wüßte er... Nach seinem Tode (1883) führte mich das Schicksal mit meinem Mutterchen aus der Schweiz fort in die Nähe der Geschwister, die im Ausland Glück und Weg gefunden hatten. Ich übersiedelte nach Wien. Welch anderer Boden, welch weiche, künstlerische Luft! Hier fing ich eigentlich erst an zu schreiben. Doch, was ich schrieb, das wanderte zurück in die alte Heimat und klopfte dort zuerst, als das Stammeln einer verschämten Skribentin, an Türen und Herzen freundlicher Leser. Die Novellen ‚Jakobe‘ und ‚Der Treubund‘ (Zürcher-geschichten) erschienen zuerst in der ‚Hel-

*) Kapellmeister Friedrich Hegar.

vetia', und das erste Honorar dafür sandte mir, gerade zum Neujahrstag, Herr Dr. Robert Weber mit einem freundlichen Scherz, nämlich in einer gut nachgeahmten Orange — der Frucht, die in der Nähe des Lorbeers gedeiht! Das machte mich damals sehr froh, aber glücklicherweise nicht stolz. Seither hab ich manch andere Geschichte noch geschrieben und manche, deren Stoff und Gestalten der lieben alten Heimat angehören. Für mich war das immer wie eine Heimkehr, ganz besonders, wenn es eine Zürchergeschichte wurde. Dann gingen meine Gedanken in den winkelfigen, hügeligen Gassen des leider immer mehr zusammenschrumpfenden alten Zürich spazieren und hörten die alte bekannte traute Sprache, von welcher man so oft sagt, daß sie barbarisch klinge. Ich habe das so wenig gefunden, daß ich heute noch, dem genannten Barbarentum zum Trotz, mit meinen Geschwistern schweizerdeutsch und nicht anders spreche.

Ob meine Liebe — und meine anspruchslosen Geschichten den Widerhall finden, wohin es mich immer wieder zieht, wiewohl die 'Fremde' mich mit hundert weichen Fäden eingesponnen hat? Ich weiß es nicht recht. Von einzelnen, mir Wohlgesinnten, ja — mehr kaum. Freunde schreiben mir, wenn sie etwas Neues gelesen haben. Ermutigung aber im weitern Sinne — ich meine z. B. durch die Schweizerpresse — fand ich von wenigen Seiten nur. Auf die allerdings war und bin ich stolz. Ich darf es hier wohl sagen, da es in meinem Werdegang ein wesentlicher Hebel war, daß ich durch die warme, eingehende Beurteilung, welche Herr Dr. J. B. Widmann in Bern der ersten bis zur letzten meiner bisherigen Arbeiten schenkte, freudig und nachhaltig gefördert wurde. Auch Herr Reinhold Rüegg in Zürich schlug freundlich das Buch auf, wenn etwa wieder eines von mir erschien, und widmete ihm ein herzliches Wort der Einführung bei seinen Lesern. Die Besprechungsexemplare, welche von meinem Verleger an die andern Schweizer Zeitungen und Zeitschriften gingen — mußten wohl geräuschlos in den Papierkorb geglitten sein. Im 'Bund' und in der 'Zürcher Post' erschienen denn auch bisweilen Erzählungen von mir. Außerdem

forderte mich in der Heimat niemand auf zur Mitarbeiterschaft. Manchmal hatte ich doch meine Gedanken darüber . . .

Als ich einmal bei einem Besuche in Zürich des Abends in der Dämmerung allein, wie ich es so gerne tue, seit ich nur noch Gast hier bin, durch Gäßchen und Gassen wanderte, da und dort stehen blieb und verträumt die alten wohlbekannten Winkel und Plätzchen betrachtete, da kam mir plötzlich die Idee, an den Schaufenstern der nächstgelegenen Buchhandlungen zu sehen, ob etwa ein Buch von mir ausgestellt sei. Es war damals gerade ein neues, betitelt 'Heimat', Schweizer-Novellen, erschienen. Ich fand das Buch nirgends! Deshalb ging ich, ziemlich niedergeschlagen, fast der Dämmerung froh, welche meine Scham über diese Entdeckung unerwideter Liebe verhüllte, schleunig von dannen. Draußen am See fand ich aber bald mein Gleichgewicht wieder. Herrliche, im letzten Abendchein verglühende Wolken türmten sich gigantisch im Ost und Süden. Ein Wetter schien sich zusammenzubrauen. Im Kanton Schwyz blühte es schon; ganz schwarz stand es dort. Aber die Röhren, der See, die jenseitigen Ufer hatten trotz des Zwielfichtes noch einen letzten Widerschein vom goldenen Westen her. Wie herrlich war das! Ich konnte mich nicht satt sehen. Da vergaß ich alles andere. Die Schönheit hob mich über mein kleines Ich und seine Wünsche weit hinaus!"

Weil wir gerade mit unserer Dichterin in ihrem lieben Zürich weilen, so wollen wir noch eine Reminiszenz aus dem Elternhause einflechten, die uns den trauten Familienkreis, dem sie angehörte, gar warm und sinnig vor Augen führt*):

„Ich habe manche schöne Erinnerung, besonders aus der Kindheit, deren Erinnerungsbilder ja alle von einer fernen, wunderbaren Helle umgoldet sind. Meine Eltern**), zwei junge, mutige Menschen, kämpften damals den Kampf um eine neue Existenz. Sie waren als Flüchtlinge in die Schweiz gekommen, von Hab und Gut getrennt. Die Stürme des Jahres 1848 hatten sie, wie so viele, aus der Hei-

*) Aus Oskar Freis „Schweizer Heimkalender“ 1911, S. 79.

**) Die Mutter (das „Mammeli“), geboren 1815, hieß Maria Theresia v. Mayr, von Untermettingen, Bayern.

mat vertrieben. Sie fanden dann in der Schweiz eine neue Heimat, freilich einen Boden, den sie sich durch jahrelange angestrengte Arbeit und eine eiserne Energie erobern mußten. Aber sie eroberten ihn schließlich. Mein Vater erzählte uns später manchmal, wie er Jahr um Jahr in einer Zeit des Ringens um eine neue ehrenvolle Existenz Nächte hindurch geschrieben habe, um für frohe Weihnachten zu sorgen. Meldeten sich doch auch nach und nach die Kleinen im Nest, die ihre Freude haben wollten. Waren die Honorare glücklich eingelaufen, dann saßen die Eltern zusammen, auch wieder in die Nächte hinein, vergoldeten Rüsse, fabrizierten allerlei hübschen Christbaumschmuck und behängten damit eine große herrliche Tanne, die auch später, solange das Elternhaus überhaupt bestand, nie fehlen durfte. Und nicht nur für ihre Kinder taten sie das. So mancher verschlagene Fremdling fand da freundliche Aufnahme, auch Einheimische, von denen meine Eltern wußten, daß ihnen kein Christbaum leuchten würde. Ich beginne mich zum Beispiel auf arme Lehrlinge aus den Druckereien, mit denen mein Vater zu tun hatte, die er zur Bescherung lud und die dann mit frischgewaschenem freudigem Kindergesicht erschienen, um sich ihr Teilchen Christfreude zu holen. Wir Kinder saßen im dunkeln Zimmer, bis der Baum brannte, sangen unsere ersten Lieder oder trieben auch zur Kurzweil allerlei Unfug. Da wurde dann so ein halbwüchsiges Menschenkind zu uns hereingebracht, mit großen, roten Händen, die schon die tägliche Arbeit kannten. Das blieb verlegen bei

der Türe stehen, bis wir gegenseitig nähere Bekanntschaft machten und bis das silberne Glöckchen uns zur Bescherung rief. Wir haben frühzeitig und nicht bloß bei dieser Art Gelegenheiten so junge Arbeitsexistenzen kennen gelernt. Und das war ein rechter Segen für uns, für viel, viel spätere Zeit.“

Eines der „allergreuesten Christkindli“ für unsere Dichterin war wohl die Nachricht, die sie zu Weihnachten 1904 — also zwei Jahre nachher, als sie sich über die Teilnahmslosigkeit des heimatlischen Lesepublikums gegenüber ihren Museskindern in der „Helvetia“ beschwert hatte, und genau drei Monate nach Antritt des sechzigsten Lebensjahres — erhielt, daß sie zum Dank für die sinnigen literarischen Angebinde, die sie der alten Heimat gespendet, in Bälde mit dem Bürgerrecht von Linmat-Athen beehrt werde. Den Ausgangspunkt für diese Ehrung bildete folgende Einsetzung in der Züricher Post vom 21. Juni 1904: „Fräulein G. v. Berlepsch, unsere Zürcher No-



Goswina v. Berlepsch

vollendichterin, hat in dem vor kurzem abgeschlossenen ersten Band des 18. Jahrganges von Belhagen und Klasings Monatsheften unter dem anspruchslosen Titel ‚Episode, eine Züricher Erzählung‘ neuerdings ein wahres Prachtstück ihrer köstlichen Muse veröffentlicht. Die ‚Episode‘ ist eine kleine Künstlernovelle und bildet ein Seitenstück zu dem poesieverklärten ‚Treibund‘, einer Erzählung, deren Handlung sich zum großen Teil beim Kloster Fahr abwickelt. Der wichtigste Schauplatz für die handelnden Personen der ‚Episode‘ ist ein besonders von der städtischen Jungmannschaft vielbesuchtes ländliches Ausflugsziel auf

der dem Kloster Fahr entgegengesetzten Seite der Stadt. Uebrigens hat die Autorin den Ort der Handlung, die ‚Walzenhauser Mühle‘, so diskret behandelt, daß nur ein Stadtkundiger ihn herausfindet und zugleich herausfühlt, mit welcher rührender Anhänglichkeit die Verfasserin der ‚Jakobe‘^{*)}, des ‚Spätrot‘ und des Novellenzyklus ‚Heimat‘ unserm Zürich zugegan ist und wie sie zugleich alle diese prächtigen Kabinettstücke mit humorvollen Geistesblitzen zu durchleuchten versteht. Wir machen den Verein für Verbreitung guter Schriften auf die ‚Episode‘ von G. v. Berlepsch aufmerksam. Zugleich möchten wir fragen, ob unserm Zürich kein Mittel zu Gebote stehe, um einer Schriftstellerin gegenüber, die es seit mehr denn zwei Jahrzehnten mit so herrlichen literarischen Gaben bedacht hat, seine Erkenntlichkeit ein wenig an den Tag zu legen?!”

Diejenigen, an deren Adresse eigentlich dieser letzte Satz gerichtet war, scheinen ihn nicht erfaßt zu haben; dafür aber griff ein anderer die Anregung auf: Kantonsstatistiker Emil Kollbrunner, Mitglied der bürgerlichen Sektion des Großen Stadtrates, hat im Einverständnis mit Kaufmann Friedrich Bodmer-Weber, dem Präsidenten dieser Behörde, zu Händen des engeren Stadtrates den Antrag gestellt, es möchte Fräulein G. v. Berlepsch das stadtzürcherische Bürgerrecht erteilt werden. Die oberste Stadtbehörde war mit dieser Anregung einverstanden, und nach Erledigung einer Anzahl gesetzlicher Formalitäten wurde noch Professor Julius Stiefel um Ausfertigung eines sachmännischen Urteils über die literarische Betätigung von Fräulein v. Berlepsch ersucht, dem wir folgendes entnehmen:

„Die Tochter des Flüchtlings von 1848 zeigt in der Wahl der Stoffe und Motive wie in ihrer ganzen Gefühlsweise ein freudiges Verständnis für volkstümliche Gestalten, demokratische Denkweise und Lebensart. In der Schweiz aufgewachsen, hat sie unser Volksleben, besonders das zürcherische der sechziger und siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, tief in sich aufgenommen, treu am Herzen getragen und dann nach vieljährigem Auf-

enthalt im Ausland in blanke Spiegelbilder von dauerndem kulturhistorischem Wert und poesievoller Schönheit gegossen. Die originelle Gestalt der patriotisch-politisch führenden Zürcherjungfer Jakobea mit ihrer sehnsüchtigen Begeisterung für Bildung, die — wieder eine ganz eigene Art Regula Anrein — Mutterstelle an einem Waisenkinde vertritt und mit pestalozzianischem Eifer sich in die Erziehungskunst einlebt; die nicht minder originellen Schwestern Rollenpuß mit ihrem ‚Feilträgerlädeli‘ im Niederdorf (eine fast verschwundene Herrlichkeit unserer Jugendjahre); der von Gesundheit und Humor strohende Appenzellerbub Hansbischli^{*)}; der die Geschichte Zürichs darstellende Sechseläutenzug; die Glockenweihe im St. Peter; die Feuersbrunst im Gebirge; die Vereinsreise an den Vierwaldstättersee: das sind alles Gestalten und Bilder von runder Plastik und blankem Glanz. G. von Berlepsch ist eine Darstellerin von naturwüchsiger Beobachtungsgabe und von feiner, grazioser Hand in der Schilderung. Und alle ihre Bilder sind von einem Hauch unvergänglicher Jugendlichkeit umflossen, die aus einem goldigen Gemüt und einer sonnigen Weltanschauung strömt. Die Stimmung macht ihre eigenste Stärke aus. Tragisches Geschick und Menschenlos weiß sie in Erzählungen wie ‚Ein Maitag‘, tragischen Partien von ‚Jakobe‘ und ‚Spätrot‘ mit schlagenden Akzenten und erschütternden Tönen oder in feinsten Melodien, ‚Wiedersehen‘, zu zeichnen. Aber besonders charakteristisch ist für sie, daß ihr von Jahr zu Jahr der Humor sich reicher entfaltet vom drolligen Fräsbädlihumor eines Jeremias Gotthelf bis zur aufjubelnden Naturlust, Reisefreude, Vaterlandseligkeit, aber auch zum geistvoll witzigen, ironischen, doch von aller Blasiertheit freien ‚Capriccio‘ eines Anatole France (‚Benedetta‘). Diese Vorzüge vermählen sich am anmutigsten in der Novelle ‚Thalia in der Sommerfrische‘ und in den Novellenzyklen ‚Heimat‘, ‚Mann und Weib‘, ‚Bergvolf‘, alles prächtige Geisteskost aus dem Volke für das Volk.“

Als unserer Dichterin Anfang Februar 1905 in Anerkennung dieser so

*) Eigentlich Jakobea Wohlgenut.

*) Johann Baptist.

früchteſchweren ſchriftſtelleriſchen Betätigung vom Großen Stadtrat das Bürgerrecht verliehen wurde, hat ſie dafür in einem Schreiben gedankt, aus deſſen Wortlaut wir unſern Leſern folgendes mitteilen wollen:

„Meine ſchlichten Schilderungen ſchweizeriſchen, beſonders zürcheriſchen Lebens wurzeln in der Liebe und Dankbarkeit für das Land, welches die Heimat meiner Eltern wurde, in dem ich die glücklichſte Zeit meines Lebens lebte. Ich ſehe deſhalb in den kleinen Geſchichten, die ich ſchrieb, nur ein natürliches Produkt des Bodens, auf dem ich jene tieſten, unverlöſchlichen Eindrücke empfing, die als Samenkörner in die junge Seele fielen. Daß die Heimat der jezt ferne Weilenden ein neues Band der Zugehörigkeit ſchenkt durch die Verleihung ihres Bürgerrechtes, betrachte ich als ein köſtliches Gut, das ich hüten will von ganzem Herzen!“

Leider war es Fräulein Goswina nicht vergönnt, die Freude über die Bürger-

rechtsſchenkung voll auszukoften. Ihre Schweſter Lilly, die kinderloſe Witwe des k. k. Hofrates v. Hanke, mit der ſie in Wien 18 (Währing) zuſammenlebte, war ſchwer erkrankt. „Aber es gab trotzdem Stunden des Vergessens, des Glücks; denn es kamen eine ganze Anzahl Briefe und Glückwünſche aus der Heimat, aber noch viel mehr aus Deutschland,“ ſchreibt ſie am 16. Februar 1905. „In Wien beglückwünſchten mich die hervorragenden Leute von der Feder, und da hätte alles ſo schön ſein können, wenn nicht die ſchmerzlichſte Sorge im Hintergrund ſtünde!“

Frau v. Hanke ſtarb am 13. April 1905, und am 2. Juni ſchrieb die einsam gewordene Schweſter: „Dieſer Verluſt hat mich bis ins Mark der Lebensfreude getroffen. Ich fühle mich vereinsamt und fröſtle, wenn ich an die Zukunft denke. In wenigen Jahren verlor ich einen warmen, frohen Familienkreis und bewohne nun allein die ſtillen Räume, die mir vor kurzem noch ſo heimatlich waren. Denken

mittellose, tüchtige junge Menschen beiderlei Geschlechtes, die aus den Zinsen der bestimmten Summe allsommerlich eine schöne Reise in die Berge sollen machen können, um die Schönheit des Vaterlandes kennen zu lernen. Den großen Segen der Freude auf das junge Gemüt, den ich selbst so oft kennen lernte, will ich durch eine solche Stiftung, wenn auch in bescheidenem Maß, nach Kräften fördern. Und es soll im Andenken an meinen Vater geschehen, der uns, seine Kinder, und so viele tausend andere das Wanderglück in unserer Schweizerbergnatur kennen lehrte. Strahlt doch dieser Glückschein jetzt noch hell und warm in meiner Seele. Ein Gleiches möchte ich andern schenken, wenn ich einmal nach andern Höhen oder Tiefen von dieser lieben Erde fortgewandert bin.“

Sie nur, mit niemand mehr kann ich schweizerdeutsch reden! Nun ist mir in dieser traurigen Stille ein Gedanke gekommen, der mich freundlich beschäftigt und den ich in allernächster Zeit ausführen will. Ich will über meinen Besitz leztwillig verfügen und dabei eine Stiftung errichten, die dereinst in Zürich ins Leben treten soll. Eine Freudenstiftung für

Nach dem Ableben der edeln Wohltäterin meldeten dann in der Tat die Zeitungen, daß sie in ihrem Testament 50,000 Kronen zur Errichtung einer „Berlepsch-Stiftung“ zuhanden und in Verwaltung des Stadtrates von Zürich ausgesetzt habe. Außerdem vermachte sie der Gemeinde Duttigen-Balenas zugunsten der Armen 20,000 Kronen.

(Schluß folgt).

Ohne Weg und Ziel

Das ist meines Lebens Lust:
In unbekanntem Weiten
Ganz ohne Ziel zu schreiten
Und keines Wegs bewußt.
Und nach dem goldnen Tage,
Am Abend einzukehren
In einer stillen leeren
Und alten Stadt,
Die keine Zukunft, nur Erinnerung hat.

Und durch die stillen Gassen,
Wo dunkle Schatten gleiten,
Als später Gast zu schreiten.
Und wenn die Nacht
die dunkeln Zauber spinnt,
Zu schlafen tief und fest,
wie einst als Kind,
Irgendwo,
In unbekanntem Gelassen.

Jacob Job, Zürich.

Und laß die Weltverächter Zeter schrei'n,
Wenn einst der Tod hält über sie Gericht —

Der Tod, der alles Lebens Krone ist,
Zu allen kommt und keinen je vergift,
Der reife Frucht und taube Nüsse fällt
Und aller Rätsel letzter Schlüssel ist.

Der Tod, der einst erschließt das dunkle Tor,
An das du fruchtlos klopfest und davor
Die Hoffnung und die Furcht umschlungen stehn,
Bis letztes Wissen strahlt aus ihm hervor.

Maria Goswina v. Berlepsch

(25. September 1845 bis 9. April 1916).

(Schluß).

In dem Mosen- und Hofratsheim, Colloredostraße 13, Wien XVIII, strahlte der „Glückschein des Elternhauses“ für unsere Dichterin noch womöglich fort, als sie in die Jahre eingetreten war, von denen der Psalmist sagt: „Sie gefallen mir nicht“. Die Daseinsfreude auf dieser „lieben Erde“ wurde eher verstärkt als gemindert. Gegen Weihnachten 1905 schrieb Reinhold Kuegg in der Züricher Post: „Von der Stadt Zürich ward Fräulein G. von Berlepsch unlängst das Bürgerrecht verehrt, und nun wand sie zum Danke einen Novellenkranz (An Sommengeländen, Schweizernovellen*), der ungleich mehr wert als das Dokument ist.“ Wir möchten indes bezweifeln, daß Fräulein Goswina diesen Satz gebilligt hat, jedenfalls aber den folgenden: „Ihr Zürich wird Fräulein von Berlepsch nie vergessen; manchmal ist's, sie schreibe sich das Heimweh von der Seele.“

Die in demselben Jahr erschienene tragische Erzählung „Mutter“, die auch in die „Sammlung billiger Volksschriften“ aufgenommen wurde, verdankt ihre Entstehung offenbar einer tiefgründigen geistigen Verarbeitung des Schicksals von Gottfried Kellers Mutter und Schwester.

In dem Roman „Befreiung“, der im Jahr 1907 erschien, schrieb sich die Verfasserin offenbar wieder „etwas vom Herzen“, das schon längere Zeit herzpressend auf Befreiung harrete, darum der Titel. Sie schildert darin den Werdegang einer Tochter, die durch den Tod des Vaters vor die Alternative gestellt ist, ihren

Lebensunterhalt selbständig zu erwerben oder die Unterstützung naher Verwandter anzunehmen. Sie ist zu stolz, das letztere zu tun, und greift deswegen zur Feder. Es werden uns in der „Befreiung“ zugleich die Licht- und Schattenseiten der schriftstellernden Weiblichkeit einer Großstadt vor Augen geführt, wobei natürlich die Schattenseiten (Zigaretten- und Zigarrenrauchen u. dgl. m.) unsereine nicht besonders anmuten, was der Autorin auch ganz offenherzig gesagt wurde. Da kam die Antwort: „Für Ihren freundlichen Brief herzlichen Dank! Von Uebelnehmen Ihrer Kritik keine Spur. Mich interessiert jede Kritik, die von eigener und gerechter Anschauung ausgeht. Es tut mir nur leid, daß Ihnen der Maler und der Hafner dazwischen kommen mußten; ich hätte Sie ganz gerne noch mehr brummen gehört. Auch aus dem Brummen kann man lernen! Hier in Wien ist man der Ansicht, daß dies Buch meine beste Arbeit sei. Sehen Sie, so verschieden wird ein und dasselbe gelesen.“

Nach einem längern Aufenthalt im Tirol machte Fräulein v. Berlepsch einen Abstecher in die alte Heimat und besuchte in hoffnungsfreudiger Stimmung ihre nunmehrige Vaterstadt; aber sie erlebte dabei manche Enttäuschung: der Himmel sandte fortwährend kalte Regengüsse auf die „liebe Erde“; die Fremdenpension, die ihr von einer Freundin empfohlen worden war, entsprach keineswegs den Wünschen der etwas verwöhnten Wienerdame, und ihr Begleiter war ein durch Arbeit, körperliche und seelische Leiden sowie durch das

*) Zürich, Art. Institut Dreßl Füßli.

erbärmliche Regenwetter mißstimmter alter Magister. Am Tag vor Felix und Regula besuchte sie vormittags — und zwar zum letzten Mal — ganz allein die letzte Ruhestätte des fast abgöttisch verehrten Vaters auf dem Zentralfriedhof.

Nachmittags besuchten wir den Lindenhof und die Gasse im Niederdorf, wo einst das „Goldgrüebli“ von Gritli und Rätter Rollenpuß gestanden*); wir betrachteten auf dem Predigerplatz das Haus des jovialen Küfermeisters Kunz, bei dem einst Jungfer Jakobea Wohlgenut und ihr Pflege- und Sorgenkind Anna gewohnt hatten, und pilgerten zum „Goldenen Winkel“, wo Gottfried Keller zur Welt gekommen. Unsere Zürcherin interessierte sich auch für das in Aussicht genommene Schweizerpsalm-Denkmal auf dem Zürichhorn, und wir besuchten dort bei strömendem Regen den vom Stadtrat vorgeschlagenen Denkmalplatz. Die Unbill der Witterung ließ uns leider vergessen, daß das Zürichhorn damals die Domäne eines Künstlers war, der gleich Papa Berlepsch und seiner Tochter sich bestrebte, das Schweizerland in all seiner Naturschönheit zu verherrlichen. Ein Besuch der anmutigen Verfasserin des „Treibund“ wäre ohne Zweifel bei solch Geist und Körper lähmender Witterung dem biedern Rudolf Koller und seiner treuherzigen Gattin hochwillkommen gewesen. Immerhin machten wir doch einen Atelierbesuch, und zwar bei dem Bildhauer Franz Wanger, wo das schöne, sinnige Modell für das Schweizerpsalm-Denkmal aufgestellt war. Das gefiel Fräulein v. Berlepsch so gut, daß sie ihrem Begleiter zuhänden des Denkmalkassiers einen schönen Bogen in die Hand drückte. Wir trabten dann eine Weile durch den Regen und fuhren mit dem Tram zum „Pfauen“, in dessen Nähe das Denkmal von Musikdirektor Ignaz Heim steht, dem Freund und Gönner von Goswinas höherer Badfischzeit, der immer von ferne seinen weichen Filzhut schwenkte, wenn er sein „Bäsle“ kommen sah. Im „Pfauen“ setzten wir unsere Beine unter den Wirtstisch und tranken einen guten Kaffee. Wenn dann

im gemütlichen „Dischfurs“ dem Begleiter ab und zu ein überzeugendes „Bim Eid“ oder ein bewunderndes „Boß verbrännti Zeine!“ entfuhr, so strahlte das nunmehrige Wiener Bäsle förmlich vor Sonne.

Das Jahr 1909 brachte einen beneidenswerten Ersatz für diesen mißratenen — leider letzten — Zürichbesuch. Goswina schrieb am 9. Dezember 1909: „Diesen Sommer habe ich fast nichts gearbeitet, nur recht von Herzen Natur genossen und nebenher eine Kur gemacht. Eine Inhalationskur in Reichenhall! Das schlechte, kalte Wetter im Gebirge trug mir eine derartige Erkältung ein, daß ich schleunigst nach Süden fahren mußte. Diese Herbsttage in Bogen und Meran gehörten dann zum Schönsten, was ich mein Lebtag gesehen habe. Ein Erntesehen ohnegleichen, paradiesisch! Obstbäume, zum Brechen schwer behangen von den edelsten Früchten, Wein, mehr Trauben als Blätter, und die Edelkastanien strotzend im Erntereichtum. Ach, und dieses herrliche Land überhaupt mit seinen zahllosen Burgen und Edelsitzen, seiner Dolomitenpracht, seinen milden, schmeichelnden Lüften! Ich war glücklich und kam dann heim mit einer Seele, voll von schönen Bildern. Dieser Sonnenschein wirkt jetzt noch nach. Ich bin innerlich so ruhig froh wie lange nicht und möchte jetzt nur, daß ich die rechte Muße zum Arbeiten fände. Das war aber bisher nicht der Fall, und ich sehne mich danach. Das Weihnachtsfest bringt nun wieder allerlei liebe Unruhe, so allein ich nun auch stehe. Denn eine ganze Reihe von Kleinen und Großen erwartet von mir eine Freude, und auch mir wird viel davon zuteil. Denn ich habe einen Freundeskreis, der sich warm um mich schließt. Ich werde mir eine schöne, große Tanne schmücken und am Christabend, nachdem ich meine Leute beschenkt habe, ganz still bei ihrem Lichterglanze sitzen und derer gedenken, die einst die Lichter der Freude für mich angezündet haben. So bin ich nicht allein. So und so viele Freunde wollen mich bei sich haben — aber ich bleibe lieber daheim in der traumhaften Stille meiner Räume, die mir so viel erzählen.“

Infolge des schon genannten „Episode“-Artikels in der Züricher Post ent-

*) Schade, daß uns das romantisch veranlagte Kägi Wilest, das immer noch in Stimmat-Alben herumhumpelt und heiß und fest daran glaubt, daß sein Stern noch aufgehen werde, nicht in die Duere kam.

deckte auch der „Verein für Verbreitung guter Schriften“ die Schönheit und Gediegenheit der Berlepschen Mäusen. Er hatte dies nicht zu bereuen. Bis Ende 1915 wurden abgesetzt: von der Nummer „Spätrot“, „Rosen im Schnee“ *) 25,000 Exemplare, „Sanftschli“, „Rheingold“ 28,000, „Mutter“ 25,000, „Jakobe“ 23,000 Exemplare. Dann ist ein neues Heft „Bergvolf“ (Inhalt: „Auch ein Künstler“, „Der arme Herrgott“, „Requiescat“) erschienen. Die zweite Auflage von „Jakobe“ ist vollständig vergriffen, und eine neue Ausgabe steht bevor.

Welchen Eindruck diese Gunst der Leserschaft in der Heimat auf die Hüterin des Cottage Nr. 13 in der Colloredostraße machte, das schildert die Gräfin Mathilde von Stubenberg in einem „Erinnerungsblatt“ im Morgenblatt der Neuen Freien Presse vom 12. April 1916, S. 10**): „Als ich die Kranke fragte, ob ihr, der Lebhaften, Raftlosen, das stille Liegen nicht unerträglich wäre, meinte sie: ‚Nein, liebe Freundin, das ist das Merkwürdige. Hätte mir jemand vor Jahren gesagt, ich würde einmal monatelang tatenlos liegen müssen, ich hätte geantwortet, das geht nicht, das hielte ich keine vier Wochen aus, da stürbe ich lieber auf der Stelle. Und jetzt weiß ich, daß ein eigenartiger Segen in diesem Stilleliegen schlummert, eine Verinnerlichung und Vergeistigung, die von unennbarem Frieden durchweht ist — nein, ich hadere nicht! Im Gegenteil — ich bin so glücklich — Sie ahnen nicht, wie glücklich ich bin! Mir ist, als strömte in meinen letzten Tagen alles Glück ver-hundertfach auf mich ein. Der Segen rührender Freundschaft umgibt mich — meine ‚Jakobe‘ erlebt wieder eine neue Auflage!“

Auch der Kinderwelt hat G. v. Berlepsch in den letzten Lebensjahren eine anmutige Gabe gewidmet. Im Jahr 1912 erschien in der Sammlung „Königens Kinderbücher“ als Nummer 34: „Wenn's dämmert“. Märchen und Geschichten, erzählt von G. von Berlepsch. Mit Bildern von Marianne Hirschmann-Steinberger“.

*) Die Handlung in diesem Winteridyll widmet sich vornehmlich in Zümlen ab.

**) Der vollständige Titel lautet: „In Schönheit sterben“. Ein Erinnerungsblatt an G. v. Berlepsch, erschienen am 9. April 1916“.

Wir können uns nicht versagen, aus diesem, mit entzückend pußigen Bildern gezierten Büchlein folgenden Passus zu zitieren:

„Tief in Bergen, die auf dunkle Seen und wild rauschende Flüsse niederschauen, war einmal ein weltverlorenes Königreich, von dem man in andern Ländern nicht viel mehr wußte, als daß dort in den Wäldern Bären und Wölfe hausten und in den Felsen die Adler horsteten. Da saß ein König auf dem Throne, grau und verdrossen, denn er war ganz allein. Seine Frau Königin und sein einziges Kind waren ihm dahingeschwunden. Nun wußte er nicht, wer sein Erbe sein sollte. Schieler und Schleicher waren dafür genug da. Natürlich meinte jeder, daß er der Rechte wäre, dem König die bösen Grillen zu vertreiben und einen Erben nach seinem Sinn einzuschmuggeln. ‚Laßt mich in Ruh, ihr Scharwänzler und Maulhelden!‘ rief der König endlich, der alles merkte. ‚Ihr alle miteinander erseht mir mein Kind nicht!‘ Und im jähen Zorn warf er den Mantel zurück und drohte den Zudringlichsten mit seinem goldenen Zeppter, worauf er abermals den Kopf in die Hand legte und die Krone, die ihn oft schon sehr drückte, von einem Ohr auf das andere schob ...“

Die letzte Gabe unserer Dichterin auf den schweizerischen Büchertisch war das vor zwei Jahren erschienene Buch „Heimatscholle, Schweizernovellen“. Es erschien im Verlag von Adolf Vogel in Winterthur. Diese poetischen Gebilde sind den früheren vollständig ebenbürtig; G. v. Berlepsch hat nie literarische Ausschüßware veröffentlicht. Zur letzten dieser Erzählungen „Das ewig Weibliche“ schrieb ein Rezensent in der N. Z. Z.: „Sie ist ein sprachliches und psychologisches Meisterstück. Es werden darin die Unterfunfts- und andere Nöte eines in der ganzen zivilisierten Welt hochangesehenen Zürchergelehrten in drastisch-komischer Weise geschildert. Er war ein Wissenschaftler, von dem es in den Berchtoldtagsversen der Antiquarischen Gesellschaft vom Jahr 1882 geheißsen hat:

Ihm schien vor allem das Kinderwiegen
Ein unbegreiflich' zweifelhaft' Vergnügen ...

Ein unbestrittenes Vergnügen aber

bildet die Lektüre von G. von Berlepschs Novellenbuch „Heimatscholle“.

G. v. Berlepsch ist auch österreichische Schriftstellerin gewesen und hat ein Recht, als solche zu gelten. Die Zahl der Schriften, deren Inhalt dem Wiener Großstadtleben oder überhaupt dem österreichischen Volksleben entnommen ist, hält ungefähr der Schweizerliteratur die Wage. Eine Besprechung an dieser Stelle würde zu weit führen, wir beschränken uns darum darauf, die Titel der wichtigsten anzuführen, nämlich: Bergvolf; Bibiana; Der Chevalier; Fortunats Roman; Der Nachtwächter von Schlurn; Thalia in der Sommerfrische.

Für den Spätsommer 1914 war wieder einmal ein Besuch in der alten Heimat, besonders in der Stadt Zürich, in Aussicht genommen. Natürlich große Freude hüben und drüben! Schon war ein Logis gemietet in einer Straße am Abhang des Zürichbergs, die den verheißungsvollen Namen Gloriastraße führt. Da brach der unselige Weltkrieg aus, der dem denkenden Menschen so eindringlich „die bedrückende Unbegreiflichkeit der Weltordnung“ (Hermann Hesse) predigt. Unsere Korrespondenz konnte, auch infolge der Kriegszensur und der prekären Verkehrsverhältnisse, nicht mehr in dem alten traulichen Stil fortgeführt werden. Auf meinen Weihnachtsbrief vom Jahr 1915 kam lange, lange keine Antwort. Da erschien endlich am 9. Februar eine Postkarte, deren Inhalt also lautete:

„Wien, 7. Februar 1916.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Ich weiß nicht, ob Ihnen von meiner treuen Pflegerin, meiner Diakonissin, Nachricht über meine schwere Erkrankung zugegangen ist. Seit November befiel mich eine Herzneurose mit allerlei Nebenerscheinungen, die mich an den Rand des Jenseits brachten. Deshalb erhielten Sie keine Antwort auf Ihren Weihnachtsgruß. Nun bringe ich täglich etwa zwei Stunden außer Bett zu und versuche, die alten Lebensfäden langsam wieder anzuspinnen. Diese Zeilen, auf den Knien ge-

schrieben, sollen Ihnen nachträglich Gruß und Dank bringen.

Ihre G. v. Berlepsch.“

Am 10. April sodann brachte die Post folgenden Kartengruß:

„Wien, 3. April 1916.

Lieber Freund!

Ich hätte Ihnen früher schon für den Gruß und das „Harmonie“-Broschürchen *) gedankt, wenn ich nicht schwer krank wäre. Weiß Gott, wie sich alles gestaltet. Vielleicht ist dies mein letzter Gruß. — Wieviele Bekannte grüßten mich aus dem „Harmonie“-Heft und wieviele schon drüben!

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die liebe schöne Heimat!

Ihre G. v. Berlepsch.“

Es war unmöglich zu glauben, daß dies ein Abschiedsgruß für immer sein sollte. Da brachte ein Blick in die Morgenzeitung, die mit der Karte aus Wien gekommen war, die erschütternde Nachricht: „In Wien starb Sonntag vormittags die Schriftstellerin Maria Goswina von Berlepsch, gebürtige Erfurterin und Ehrenbürgerin von Zürich. Die Schriftstellerin verlebte ihre Jugendjahre in der Schweiz.“

Maria Goswina v. Berlepsch ist eine entzückende Vertreterin echter, beglückender Weiblichkeit. Sie war ein literarisches Glückskind. Ihre Schaffensfreude ist nie erlahmt und ihre geistige Frische stets auf der Höhe geblieben. Sie ist siebzig Jahre alt geworden. Während mehr als eines Menschenalters hat sie tausend und aber tausend Freunden ihrer Muse ungezählte Freuden- und Weihstunden bereitet. Das Sprüchlein ihres Lieblingsdichters Gottfried Keller:

„Mancher plagt sich siebzig Jährchen —

In der Feder doch ein Härchen“

ist nicht für sie gedichtet worden. Dagegen dürfte auf ihren Denkstein ein Ausspruch C. F. Meyers geschrieben werden, der also lautet:

„Du kindliches Gemüt, ich kränze dich
Mit deines Volkes Liebe priesterlich!“

Konrad Gächning, Zürich.

*) Der Titel dieser illustrierten Broschüre lautet: „Die Gründung des Sängervereins Harmonie Zürich im Jahr 1841“.

Zentralbibliothek Zürich



ZM02109947

